

MÜNCHEN / 1937 / NR. 43

HAUPTSTADT DER DEUTSCHEN KUNST

PREIS 60 PFENNIG

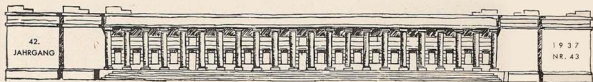
Jugend



In der Ballett-Garderobe

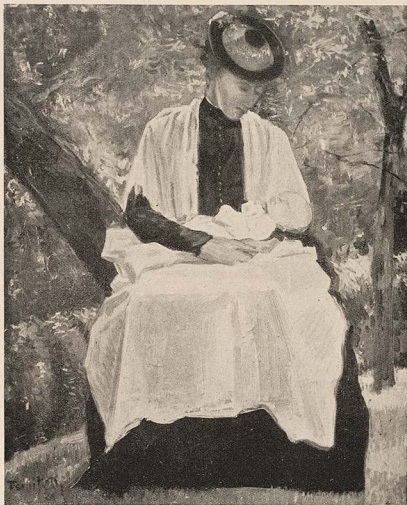
Gemälde von Toni Roth-München

J U G E N D



Oberbayerische Bäuerin

Toni Roth



Mutterglück

Toni Roth

Toni Roth

Von Alexander Gans Koth

Während die anderen Schulkameraden der ersten Volksschulklasse sich mit dem Schreibenlernen abmühten und Strich auf, dünn, Strich ab, dick, auf ihre Schiefertafeln malten, schmiedete der kleine Toni schnell eine Seite voll, drehte seine Tafel um und widmete die unlinierte Fläche seiner Kunst.

Alles was die kleine Kinderphantasie hervorbringen konnte, war bald auf der Tafel sichtbar geworden. Kam dann der Herr Lehrer plötzlich hinter dem kleinen Zeichner leise vorgehlichen, so war der zeichnende Schreiber ertappt. Aber der Lehrer hatte Verständnis für den kleinen

Toni und ließ ihm meist das Unerlaubte mit einem leisen Lächeln durchgehen. Vielleicht mag der kleine Schüler darin eine stille Anerkennung empfunden haben, die ihm ein Ansporn gewesen sein mag. Dieser Lehrer hatte das seltene Verständnis für ein junges Talent und deshalb sei auch in der „Jugend“ sein Name rühmlich genannt: er hieß Gschwendtner.

Toni Koth wurde am 10. Februar 1899 in München geboren. Sein Vater war der bekannte Münchner Maler Professor Alois Koth, der zur Zeit, als die Münchner Malkultur auf bedeutender Höhe stand, studierte und arbeitete.

Toni Koth zeichnete und malte von Kindheit an. Kam ein Besuch zu seinen Eltern, so wurde dieser von ihm „abgezeichnet“. Sein Vater war sein erster Lehrer, der ihn bei solchen Arbeiten nur auf die Verhältnisfehler aufmerksam machte, aber den kleinen Künstler frei in seiner Art schaffen ließ. So war Toni Koth's Vaterhaus eine Pflegestätte der Kunst und seine Jugendzeit war eine selten ungetrübte.

Aber schon nach einigen Jahren mußte Toni Koth das gleiche erfahren, was Friedrich Hebbel uns in seiner wundervollen Schilderung „Meine Kindheit“,



Toni Roth

klar und einfach sagt: „Der Hauptreiz der Kindheit beruht darauf, daß alles, bis zu den Haustieren herab, freundlich und wohlwollend gegen sie ist, denn daraus entspringt ein Gefühl der Sicherheit, das bei dem ersten Schritt in die feindliche Welt hinaus entweicht und nie zurückkehrt.“

Als Realschüler der vierten Klasse, schickte Toni Roth ein von ihm gemaltes Ölbild in eine Ausstellung des Münchner Kunstvereins und diese Arbeit bestand die kritische Prüfung ernster Künstler. Das Bild wurde ausgestellt. Dieser Erfolg wurde in der Schule bekannt und trug dem Realschüler und Kunstmaler Toni Roth Neid und Mißgunst, ja sogar offen-

sichtlichen Haß einiger seiner Mittelschullehrer ein. Die kleinen Krämerseelen und Idioten legten ihm zur Last, daß dieses Bild hauptsächlich ja doch sein Vater gemalt hätte und der „vielversprechende Sohn“ es als seine eigene selbständige Arbeit ausgäbe. Das Herz des jungen Künstlers empörte sich ob dieser Verleumdung. Um dem Gerede und dem Gespött seiner Mitschüler und Lehrer ein Ende zu machen, erklärte sich der Schüler Toni Roth bereit, im Zeichenjahr der Realschule ein von seinem Zeichenlehrer beliebig gestelltes Stilleben in Öl zu malen und um jeden Verdacht einer Beihilfe auszuscheiden, malte er unter schulmännischer Bewachung; und die Moral dieser Ge-

schichte war, daß dieses Bild ihm noch besser gelang als das ausgestellte. Nun waren die anderen die Überführten. Daraus verstummten die Verleumder. Aber die Mißgunst wuchs in den kinderfeindlichen Herzen so mancher Lehrer. Anstatt den wirklich begabten Schüler zu fördern, hemmte man ihn, wo man nur konnte.

Aber Toni Roth ließ sich in seiner Zielstrebigkeit nicht irren machen. Seine guten Beispiele suchte er nicht unter diesen Menschen; seine Bewunderung und Verehrung galt Rubens, Rembrandt, Velasquez, van Meer und allen deutschen Meistern.

Sein Ziel war immer, wirklich malen zu lernen. Schon mit 17 Jahren stellte er in der großen Jahresausstellung im Glas-

palsat in München aus und mit 18 Jahren studierte er bereits an der Münchner Akademie. Seine Lehrer waren Max Doerner, Janz, von Gabermann und von Marr. Viele Jahre kopierte Roth alte Meister und studierte dabei die Technik der Alten. Unter Anleitung von Professor Max Doerner lernte er, wie ein Bild auch handwerklich aufgebaut werden muß. Durch jahrelanges Studium wurde ihm klar, wie wichtig beim Malen auch die Maltechnik ist, und von nun an verfuhrte er handwerklich solide und doch künstlerische Bilder zu malen. Dabei verstand er das Handwerkliche nach alter Meister Art für sich nutzbar zu machen ohne jedoch auf seine persönliche Eigenart als Maler zu verzichten.

So ist Toni Roth ein vielseitiger und bedeutender Maler geworden. Seine Blumenbilder sind seit 1916 aus den großen Jahresausstellungen im Münchner Glaspalast gut bekannt. Aber seine anderen Stillleben, Portraits, Aste und Landschaften stehen auf gleich hoher Stufe. Auch im Hause der deutschen Kunst ist Toni Roth mit verschiedenen Werken würdig vertreten.

Staroff kam zurück

Von G. W. Bürfmayer

Im „Aigle d'or“ in Paris traf ich ihn. Komorinsky hieß er und war Türcheher eines vornehmen Lokals. Vollblutruß, zaristischer Offizier und Dolchgewissenhafter im großen.

Ich hatte mir den Tanzummel im „Aigle d'or“ angesehen und wollte nach Hause. Wie ich aus der Tür tretete, stolpre ich und fiel der Länge nach hin. Komorinsky hob mich auf, räudete meinen bedrängten Anzug ab und suchte auf russisch über den Joloten von einem Schreiner, der eine Leiste am Boden schlecht befestigt hatte.

Mein Trenchcoat ließ ihn verstimmen.

„Offizier!“, fragte ich ihn.

„Oui, Monsieur.“

„Viel erlebt, was? Damals — drüben?“

„Schrecklich, Monsieur.“

Ich witterte Abenteuerberichte; fragte ihn noch, wann der Laden hier zumache und ob ich dann zu einem Apéro einladen dürfte.

In einem der unzähligen Straßenkaffeehäuser habe ich ihn dann erwartet. Und dort hat mir der Kusse das Erlebnis aus Tiflis erzählt.

„Ob es 1922 oder 23 war, weiß ich nicht mehr genau“, fing er an. „Jedenfalls hatten mich die Dolchgewiss gechnappt und nach der Festung Tiflis gebracht. Weit über hundert Mann war unser Transport stark. Die Festung, ein Kastell, lag hoch auf einem steilen Felsen, hatte

Brief eines Akademikers

„Sehr geehrter Herr! Ich bin mit einer Studentin verlobt. Nun habe ich erfahren, daß Sie gesehen worden sind, wie Sie küsteten. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie mich morgen nachmittags um 6 Uhr aufsuchen und mir eine Erklärung darüber geben.“

Richard Schulze.“

Die Antwort lautete:

„Lieber Richard! Ich habe ein Exemplar Deines Kundscheibens in den Händen und werde, wenn ich nicht entbedrlich bin, der Versammlung beiwohnen.“

Dein Hans.“



R. O. S.

Wälle und Gräben und drei Meter dicke Mauern. Als wir durch das eisenbeschlagene Tor geführt wurden, dachte ich mir: Ade, Welt, hier kommt du im Leben nicht mehr heraus! Meine Fluchtgedanken, die ich auf dem Transport immer gehabt hatte, zerfielen angesichts dieser feste zu einem Nichts.

Wenn es irgendwie möglich gewesen wäre, aus dem Verließ auszubrechen, so war das noch ein unüberwindliches Hindernis — der Wassergraben rings um das Kastell. Senkrecht fielen die Felswände zu ihm hinab. Ein Sprung da hinunter bedeutete den sicheren Tod. Die Wächter wußten das gut und ließen uns innerhalb der Mauern frei herumlaufen. Sollte

Gedanken über Kunst

Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist, durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben.

(Goethe: Dichtung und Wahrheit)

Wir wären kaum in gleich enger Verbindung mit Wien geblieben, wenn nicht Haydn, Mozart, Beethoven dort gelebt und ein gemeinsames Band der Kunst zwischen dem Niederrhein und Wien geschaffen hätten.

(Bismarck)

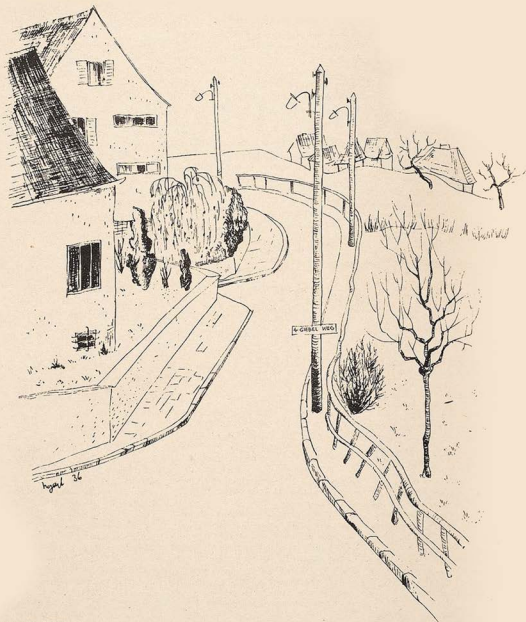
einer von uns hinauspringen — nun gut, er war so und so verloren.

Es kommt allerlei dabei heraus, wenn hundert Gehirne von gefangenen Menschen unablässig an einen Weg in die Freiheit denken. Aber keiner von allen kam auf meine Idee. Zur Flucht, so hatte ich mir gesagt, gibt es nur den Sprung in den Graben. Wird er gewagt, so muß ein Mittel gefunden werden, um den Stürzenden auf der Wasserfläche zu halten, damit er sich auf dem Grabengrund nicht die Knochen zerschlägt. Der Graben konnte zwar tief sein, aber auch das Gegenteil war möglich, wir wußten es ja nicht. In dem Kastellhof entdeckte ich einen Schuppen, dessen Dach mit Bleibsch gedeckt war. Auch alte Konservendbüchsen lagen in Menge herum. Aus diesem Material fertigte ich eine Art Rettungsgürtel an, eine Hohlrohre, die man sich um den Leib binden konnte. Aber ich kann Ihnen sagen, es hat verdammt lange gedauert, bis ich soweit damit war. Es durfte doch niemand etwas davon gemahnt werden.

Einem meiner Leidensgefährten hatte ich mich sehr angeschlossen. Ihm allein machte ich Mitteilung von meiner Erfindung und meinem Fluchtplan. Staroff, Wladimir Staroff, hieß mein Kamerad. Was soll ich Ihnen sagen — als er von der Sache gehört hatte, war 's ganz aus mit ihm. Tag und Nacht quälte er mich! Gib mir den Gürtel! Laß mich hinauspringen. Schau, ich hab ein Weib und drei Kinder zu Haus! Ich muß doch zuerst fort von hier!

Lassen Sie es mich kurz machen. Ich gab ihm den Gürtel und in einer Nacht wagte er den Sprung. Dange wartete ich auf den nächsten Morgen. War es glücklich Scheinbar, denn der Tag verging und auch der nächste und die Wächter waren am Suchen nach dem vermissten Staroff. Er konnte sich bei dem Sprung auch nicht den Tod geholt haben, denn sonst hätte man seine Leiche doch schon irgendwo entdeckt.

Nach acht Tagen aber sah die Sache anders aus. Da erschienen auf dem Hof drei Arbeiter und räumten den Schuppen aus. Wie kommen sie darauf, dachte ich mir. Sollten sie Staroff —? Die Antwort hatte ich am nächsten Tag. Da kamen zwei bis an die Zähne bewaffnete Dolchgewiss und schleuderten ein menschliches Bündel auf den Hof. Es war Staroff. Wie sah der aus! Zerschlagen, zerkrast. Blut im Gesicht und an den Händen, ein Jammerbild von einem Menschen. Wir haben ihn in unsere Baracke geschleppt und zurechtgepflegt. Von den Dolchgewiss kümmerte sich ja keiner um ihn. Als er einigermaßen wieder auf dem Damm war, hat er mir dann von seiner Flucht erzählt. „Dein Gürtel war großartig“, sagte er. „Ich kam glatt im Wasser an, etwas dumme im Kopf, aber heil und ganz. Schwamm dann zum Ufer und weg war ich. Bauern in der Nähe haben mich aufgenommen und waren gut zu mir. Gaben



Aus Stuttgart

Hildegard Cloos

mir auch Kleider gegeben und eine Fahrkarte nach meiner Heimat. Ich bin dorthin gefahren und habe bei Nachbarn herumgefragt. Ob sie mir schon auf der Spur wären, ob sie schon hier gewesen waren. Nun, du kannst dir schon denken, was mich alles interessierte. Und jetzt kommt die Gemeinheit. Freilich seien die Häsher dagewesen und hätten meine Frau und meine Kinder mit sich fortgeführt. Und beim Staroschen hänge ein Anschlag für mich: Wenn ich binnen acht Tagen freiwillig ins Kastell zurückkäme, würde

meine Familie freigelassen. Andernfalls kämen alle vier an die Wand. So, da haßt du 's. Den Preis konnte ich nicht bezahlen. Da bin ich nun wieder. Hoffentlich geht es den Meinen gut."

Das war Staroff. Er ist an den Wunden, die ihm die Bolschewiki beigebracht hatten, gestorben. Lange darnach haben sie mich freigelassen. Und da habe ich dann erfahren, daß die Rückkehr des Staroff für nichts war — sie hatten seine Frau und seine Kinder, schon ehe er sich zurückmeldete, erschossen."

Ein Ferngespräch aus Würzburg

"Hallo, hier ist Schorsch! Hör mal, Hans, ich bin hier festgefahren und brauche hundert Mark!"

"Ich kann nichts verstehen. Jemand etwas muß in der Leitung sein."

"Ich brauche hundert Mark!"

"Ich kann nichts verstehen."

Fraulein vom Amt: "Die Verständigung ist aber ausgezeichnet."

"Dann geben Sie ihm doch die hundert Mark!"



Malura und Dielerich auf Reisen

Zeichnungen von Oswald Malura

Begegnung in Frankfurt

Wir waren mehrere Stunden in den Straßen und Gassen von Frankfurt unterwegs, wie wir das lieben, in der Dämmerung bis in die späte Nacht hinein ohne bestimmtes Ziel in einer fremden Stadt herumzuschlendern. Beim Dom bogen wir dem Main zu ab, wir waren müde und freuten uns auf den Schlaf, unser Quartier lag am anderen Ufer.

Da kam ein Mann die Straße herauf, der uns ziemlich auffällig anstarrte. Wir waren es aber bereits gewohnt, durch unsere wuchernden Bärte ein gewisses Aufsehen zu erregen. Nun, dieser Herr zeigte eben ein besonders eindringliches Interesse, er musterte uns neugierig und steiflich zugleich und war jedenfalls ganz und gar mit unserem Aufzug beschäftigt. Es sah so aus, als wollte er uns ansprechen. Ein Zucken lief um seinen Mund, seine Schultern schwanken verlegen. Er machte mit dem Arm eine befremdende Bewegung, als ob er etwas wegschieben müßte, das in seinem Weg lag, und schritt dann aufrecht und sicher weiter wie ein Mann, der ein Ziel hat. Wir wirkten ihm belustigt nach, als er sich nochmals umwandte. Da kam er ohne zu zögern auf uns zu. Er stellte sich breitfüßig hin und

legte in einer übertriebenen Vorsicht mit seinem Gerede los.

„Also, wenn ich euch beiden heute noch einmal begegne, dann lade ich euch ein, dann trinken wir Einen zusammen.“ „Gemacht, Mann“, rief mein Kamerad, „wird angenommen.“ Darauf ging er nicht ein. „Das nächstmal, hab ich gesagt. Aber warten Sie einen Augenblick, ich habe euch diesen Nachmittag schon beobachtet. Da habt ihr einem verlumpten Kerl eine Wurst gekauft, das war einst ein Schulkamerad von mir, ich habe mich ihm nicht zu erkennen gegeben, ich hätte mich geschämt. Warum habt ihr das getan? Unsere Antwort war: „Der Mann hatte doch Hunger, haben Sie das nicht gemerkt?“ „Ja, ihr habt euch aber außerdem eine lange Zeit mit ihm unterhalten mitten auf der Straße, wo alle Leute vorbeigehen und zusehen. Ihr habt mir so halb gefallen, ich habe gedacht, die wagen doch wenigstens etwas, wenn es auch nichts Besonderes ist. Aber sagen Sie mir doch, wenn ich fragen darf, warum lassen Sie sich die Bärte wachsen und wie bringen Sie es fertig, so herumzulaufen. Die Leute drehen sich ja alle nach Ihnen um.“

Wir antworteten ihm: „Das macht doch

nichts, wir kümmern uns doch um die Leute nicht, sollen sie sich wundern oder die Köpfe schütteln und mit den Fingern auf uns weisen, wenn ihnen das so wichtig vorkommt und wenn ihnen sonst nichts Besseres einfällt. Im Gegenteil, wir haben unseren Spaß daran, wenn sie Augen machen, und so plötzlich aus ihrer abgeleiteten Gleichgültigkeit heraus so sichtbar in Erstaunen geraten.“

„Also wollen Sie Aufsehen erregen? Oder tun Sie es aus Opposition?“

„Um Gottes willen, zu was denn, und Opposition, gegen wen denn? Da sind die Menschen noch eindüniger in ihrem Gebaren. Sie nehmen ja keine Stellung, sie reagieren nur, oder nicht, wie wenn ihnen ein Vogel auf den Hut etwas abwirft, obwohl sie in solchen Fällen allerdings oft mehr Verständnis und Galtung zeigen, als in der Auseinandersetzung mit Ibsen-Geleichen.“ Das war nur so dahingefagt ohne ordentlichen Zusammenhang, er mochte irgend sonst etwas dabei verstehen, jedenfalls blickte er sehr verständnisvoll darenin und wurde immer vertraulicher.

„Ja, das muß aber doch einen Grund haben, daß Sie sich nicht rasieren. Sie

beide sind doch befreundet, wer ist eigentlich der geistige Führer?"

Ich mußte lachen. „Mann, was Sie alles wissen wollen, wir sind beide selbständig und unsere eigenen Führer, was wollen Sie denn. Wir haben drei Wochen im Zelt gelebt, weit weg von der Stadt, was soll man sich da hinstellen im freien Feld und mit dem Messer über das Gesicht kratzen. Soll man immer alles so machen, wie man es immer macht, und das nur, weil es die Mode ist?"

Es schien ihm etwas einzuleuchten, aber es genigte ihm noch nicht. „Ja, das ist ja richtig. Aber jetzt will ich doch gern den Grund wissen, warum Sie sich die Bärte stehen lassen. Ich könnte das nicht. Sie stehen eben nicht so im öffentlichen Leben wie ich, wenn ich das tun wollte, würde ich mich lächerlich machen. Das wäre ganz unmöglich. Und außerdem könnte es als Demonstration aufgefaßt werden, und wer im öffentlichen Leben steht, kann sich das nicht leisten.“ In dieser Weise redete er sich noch in einen komischen Eifer hinein. Fast verließ uns die Geduld.

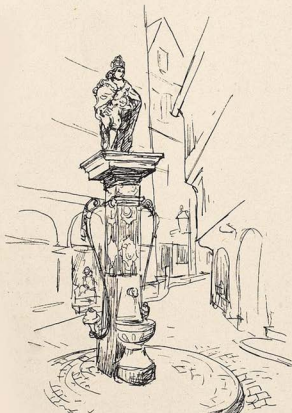
„Was heißt hier Bart, Bart oder nicht Bart, wenn wir morgen die Lust haben, uns zu rasieren, tun wir es. Wir haben keine derartigen Prinzipien. Das ist doch

kein Standpunkt, ob einer sich rasiert oder nicht rasiert, und wenn es einer wäre, glauben Sie wirklich, daß jeder Stand-

punkt, der einen Sinn hat, begründet werden kann. Und was heißt Begründung, denken Sie einmal nach, jedermann läßt sich begründen und wird begründet. Warum stehen Sie jetzt hier und sitzen nicht zu Hause, oder sind bereits schlafen gegangen, warum haben Sie eine grüne Krawatte an und keine gelbe oder blaue? Können Sie das begründen? Warum wundern Sie sich, warum wundern Sie sich nicht? Nein, Bart oder nicht Bart, darauf kommt es doch nicht an.“

Unser Mann lächelte da etwas hilflos und meinte: „Ihr seid eben andere Menschen.“ Dann erzählte er uns ohne Übergang sein Leben. Er hatte einmal eine Dummheit gemacht und wollte gerade da seinen Kopf durchsetzen, wo er tatsächlich kein Recht und keine Möglichkeit hatte, das hat ihn aus seiner Berufs Laufbahn herausgeschmissen. Seither hat er schlapp gemacht. Es geht ihm nicht schlecht, er verdient dreihundert Mark im Monat und jammert, daß er damit nicht auskommen will. So sei aber weder die Arbeit befriedigend, noch reiche das Geld zu einem guten Leben.

„Sehen Sie, jeden Morgen muß ich um 6 Uhr im Geschäft sein, ich lasse meinen Motor anspringen, der läuft weiter von selbst und ist mir noch nie stehen geblieben. Ich beobachte die Spannungen und zeichne meine Kurven auf. Das ist alles, da kann ich drei Nächte nicht geschlafen haben und kann noch bei der Arbeit schlafen, ich mache meine Sache nicht besser und nicht schlechter. Und wenn mir der Motor jahrelang nicht stehen geblieben ist, so rechnet mir das der Betrieb noch gewissermaßen zur Ehre. Ist das vielleicht eine Befriedigung? Um 2 Uhr bin ich fertig, dann gehe ich zum Mittagessen, das ist dann auch nichts Nichtiges mehr. Was soll ich dann



Im Jahre 1976
an Handwerker. O. M. 1976.



Die Neuvermählten

Franz Rederer

noch tun, manchmal spiele ich Fußball. Ich habe keine Frau und keinen Freund, mein Leben ist verpfuscht. Genügend Geld sollte man haben, das ist es."

Wir unterbrachen seine Bekenntnisse, es wurde uns doch zu dumm. „Wie können Sie sagen, daß Ihr Leben verpfuscht sei, Sie sind gesund und haben Ihr gutes Auskommen. Wenn Sie einmal eine Dummheit gemacht haben, gut, erledigt. Sie ärgern sich aber über Ihre Dummheit von damals und setzen Sie fort. Sehen Sie sich um, wie es anderen ergeht und vergleichen Sie Ihr Dasein damit. Sie verdienen dreihundert Mark im Monat, wie Sie sagen, fast im Schlaf. Jeden Mittag sind Sie um zwei Uhr fertig und unabhängig. Und da wollen Sie behaupten, das Leben hätte Sie schlecht behandelt. Machen Sie doch die Augen auf, haben Sie kein Gefühl. Spüren Sie keine Freude, wenn Sie

den Main entlang gehen und die Sonne scheint, schauen Sie doch, wie schön das ist. Das Wasser glitzert, da fahren Schleppkähne und Ruderboote, die Brücken wölben sich ruhig über dem Fluß, Menschen und Fahrzeuge bewegen sich bunt und unaufhörlich darauf. Schauen Sie die Häuser, wie sie dastehen in friedlicher Reihe, die Uferstraßen, die Anlagen, die spielenden Kinder... ist das alles langweilig. Lernen Sie sehen, dann interessieren Sie sich schon, alles ist immer neu und anders, doch immer gleich belebt und interessant, wie ein Spiel. Sie müssen das fühlen."

Als ob er gemerkt hätte, daß ich ihm gern einen ermunternden Stoß in das Kreuz geben wollte, wick er etwas zurück. „Freilich, ich freue mich auch, wenn die Sonne mich anschein. Aber was habe ich davon! Und was Sie da sagen, dazu muß

man Phantasie haben, das ist Auto-suggestion. Ihr seid komische Menschen, solche habe ich noch nie getroffen."

Er wollte nicht glauben, daß wir einen Beruf haben. „Ich habe keine Ahnung, was ihr sein könnt. Ihr kommt mir vor wie gläubige Menschen. Sie würde ich für den Prediger einer neumodischen Sekte halten (er meinte meinen Kameraden). Aber der Wille und der Glaube, dazu muß man Phantasie haben. Das liegt mir nicht."

Wir sind dann bald auseinandergegangen. Beim Abschied versicherten wir, daß wir ihm bei der nächsten Begegnung den Leib verhauen wollten auf eine phantastisch-realistische Art und Weise, denn das sei auch eine unserer Auto-suggestionen, daß eine Tracht Prügel zunächst die wichtigste Medizin für ihn sei.

W. Dieterich

Die Entrümpelung

Von Fritz Ertler

Herrgott, ist das ein Geschäft! Ich bin der reinste Kaminkfeger! Der Säuberer des alten Mietshauses wusch sich mit der Sand über die schweißbedeckte Stirne.

„Vater, ist bist no dreckiger!“ Seppel, der dreizehnjährige Bub, der mit einem Feuerspeer an der Entrümpelung teilnimmt, strampelt vor Vergnügen. Für ihn ist diese Entrümpelung ein Festtag.

„Dreißig Jahre hab' ich da heroben nichts mehr angerührt —!“ Der Vater greift stöhnend nach ein paar uralten Bilderrahmen und ist sofort in Erinnerungen vertieft. „Sir' as, Seppel, das war mein Diplom im Stenographiefurs!“ Stolz zeigt er seinem Jungen die nahezu schwarz gewordene Tafel, auf der in großen Buchstaben vermerkt steht, daß er im Wettstreiten für Stenographie bei hundertzwanzig Silben Geschwindigkeit den dritten Preis erhielt.

„An dritten Preis, bei hundertzwanzig Silben!“ Sein Sproßling steht breitspurig vor ihm. „Und da ham' s' dir noch dieses Trumm Tafel' geben, da merkt ma, wie wenig früher verlangt worden ist. Ich schreib' hundertvierzig, jetzt schon, aber kein Mensch denkt dran, daß er mir eine solche Tafel schenkt!“

Der Vater hat nicht Zeit auf die abschällige Bemerkung seines Sohnes zu achten, zu sehr greift die Vergangenheit nach ihm.

„Und des is noch ein G'stell von meiner Großmutter ihren Keisfrod, von der sogenannten Krinoline —!“

„Komm, laß' an'schaug'n —!“ Und des ham' sich früher die Frau'n in den Rock neignäht!“ Seppel lacht aus vollem Galse.

„Wie schauert jetzt des aus, wenn des die Frauen heut no tragen täten und dann in eine Elektrische oder in ein Auto neisigen müßten!“

„Dortmals hat ma noch kein Auto' braucht, da is man ohne Elektrische und ohne Auto fertig' worden“, klagt der Vater seinen Seppel auf.

„Aber ein Krampf war 's trotzdem, des gibst doch zu!“ meint Seppel überlegen. „Ah, da schau her!“ Der Alte strahlt. Da is noch das Wagerl von deiner Tante, von der Maria. Des war nämlich der Tante ihr Puppenwagerl. Da hab' mir als Bub'n Sanitärer g'spielt und hab' n eine fahrbare Tragbahre braucht. Dann hab' mir von dem Wagerl die Radl weg-g'schraubt und haben uns eine fahrbare Tragbahre g'macht; hat uns da die Großmutter g'haut, wie das Christkindl das Wagerl zum dritten Mal härt' bringen soll'n. Die Großmutter hat g'feg'n, daß soane Radl mehr dran san!“

„Sitzas —!“

Seppel drückt sich rasch in die Ecke.

Der Vater hat eine Bewegung gemacht, die Seppel sehr gut kennt und der er lieber ausweicht.

„Was ist denn jetzt des?“ Seppel hat ein hohes, gedrehtes Gestell mit einem Goldschel in der Hand. „So was hab' ich doch auch noch net g'sehn!“

„Das war mein Vater sein Spuch-trüchler!“

„Was?“ Seppel stellt das Gestell verächtlich in einen Winkel. „Und des hab's ihr aufgehoben? So etwas Unhygienisches!“

„Tua du nur recht kritisieren, du Lausbua. Deswegen ist mein Vater doch neunz'g Jahr alt worden, trotz seinem unhygienischen Spuchnapf!“

„Und die freischlichen alten Bettladen und des berstene Sofa; ihr hab's aber auch schon allen Schmarren aufgehoben —!“

„Jetzt werst mir dann glet oane ab-betteln!“ Seppel will seinen Vater nicht reizen und bezähmt kurze Zeit den Drang seine Ansicht offen zu äußern. Dann greift er doch nach einer alten Kaffeemühle und versucht die Mühle zu drehen. Aber nur ein krächzender Jammelaute antwortet ihm. „Warum is“ jetzt eigentlich die Kaffeemühl' aufgehoben worden, Vater?“

„Damit ist sie bei der Entrümpelung wegschmeißen kann!“

„Was ist denn jetzt das?“ Seppel schiebt eine große Tafel, die an der Wand lehnt, zur Seite. Die Tafel ist so verstaubt, daß der Vater erst einen Lumpen nehmen und über das Rätsel fahren muß. Da lacht er laut auf. „Jesas unsere Moritat. Die haben wir im Verein, wie ich no jung war, allerweil an Fasching g'sungen.“

„Ah, wie, laß' nur grad seg'n! Wie hat denn de g'heissen? Geh' Vater, sing mir 's vor!“

„Des kannst dir denken, daß ich die jetzt bei derer Arbeit de Moritat vorsing!“

„Aber gell' Vater, drunten dann, wenn mir fertig san, dann singst mir 's bestimmt vor.“



Weiden

„Des is' einfach nicht zum glauben!“ Der Vater bringt immer weiter gegen die kostbaren Karitäten des Speichers vor. „Lauter alte zerbrochene Gafel und eine alte Petroleumlampen und ein uralter Strohhuat!“

„Geh' laß' mich de Kreissäg amal probieren!“ Seppel will den alten Strohhuat aufheben, da ruft ihm die Stimme des Vaters in den entlegenen Winkel des Speichers. „Kumm hilf mir amoi de Kip'n vorjag'n! Hat der Teisel ein G'wicht!“ Vater und Sohn schleppen einträchtig eine schwere Truhe zum hellere Speicherfenster.

„Ja, gibt 's denn des a'! Da san lauter alte Ansichtskarten drinn. Ich glaub, da san sämtliche Ansichtskarten beinander, die an unsere Familie g'schrieben worden sind, seit die Post existiert.“

„Du, Vater!“ Seppel hat eine blendende Idee. „Du die Karten die derst sei net wegwerfen, du weißt doch, daß ich Marken sammel; vielleicht ist ein besonderes Stück dabei. Die Karten die tun mir nunter in mein Zimmer und dann schau ich alle Marken durch.“

„Werd da d' Mutter eine Freud' haben!“, lacht der Alte schadenfroh.

Seppel kamt in der Truhe. „Uiii — Vater, ein Schulzeugnis von dir. Du hast aber vui Vierer g'habt!“

„Schau, daß d' 'naus kommt!“ Jetzt erhält er wirklich eine Ohrfeige.

Seppel sitzt auf der Stiege und studiert aufmerksam das Schulzeugnis des Vaters, das er trotz der Gewitterstimmung hat verschwinden lassen. Solche Dokumente sind immer wertvoll.

„Kip'n!“ Dem Vater hat die Ohrfeige schon wieder leid getan. Sein Bub ist ihm ins Herz gewachsen und der kann doch schließlich nichts dafür, daß sein Vater in der Schule so viele hohe Nummern hatte. „Da is' noch ein Album mit Wapperl —!“

„Iiii, ein Briefmarkenalbum!“ Seppel greift gierig nach dem Album und schlägt es auf. Eine Zeitlang blättert er in den verstaubten Bögen, dann fängt er plötzlich an zu tanzen, macht Luftspringe und wirbelt den Vater herum, daß dieser ganz atemlos wird.

„Was hast denn, narrischer Bua?“

„Vater“, Seppel ist vollkommen aus dem Häuschen. „Vater! ein schwarzer Einsler, eine Achthekreuzer und eine Zwölferkreuzer —!“

Und jetzt schwirren sie an das Ohr des Alten, die Schäge, die das Markenalbum birgt und noch mehr, auch die Preise, die heute für diese Marken bezahlt werden; Seppel weiß alle.

„Zor' auf!“ Der Alte setzt sich auf die saubere Truhe. „Und jetzt holst uns eine Maß Bier, einen warmen Leberkäse und zwei Breien!“

So viel kann mir ja noch bei keiner Arbeit verdient, wie bei dera Entrümpelung.“

Die höllische Verwandtschaft

Besuch — Gegenbesuch

Theodor Fontane machte Besuch bei dem als satirisch bekannten Kritiker Gyan.

Der Satiriker fragte Fontane, als er bei der Begrüßung dessen Frau vernimmt: „Guten Morgen, Herr Gyan; aber wo ist denn Ihre Fontane?“

Fontane macht kurz darauf seinen Gegenbesuch:

„Guten Morgen, Herr Gyan; aber wo bleibt denn Ihre Gyanen?“

S. A. A.

Der heldische Name

Honoré de Balzac pflegte seinen Helden auch heldische Namen zu geben:

„Ein Geld muß auch einen entsprechenden heldisch klingenden Namen haben!“

Er hat die Gewohnheit, sich die Namen aus den Straßen zu holen; abends macht er seinen Bummel durch Paris und liest die Namenschilder. Plötzlich findet er in der „Rue des la Seine“ den Namen: „Victor Markas!“ Das ist für ihn der richtige Name, den er für seinen Romanhelden braucht.

„Ein heldischer Name, nicht wahr?“, ruft er seinen Freunden zu.

„Aber was ist nach deiner Theorie heldischer Name — heldischer Beruf“, denn dieser Mann mit Namen Victor

Markas: Ein unbedingt markanter Name!“ Man ging mit ihm zurück in die betreffende Straße und las jetzt: „Victor Markas, Damenschneider!“

S. A. A.

Der Wahrzager

Mark Twain hatte, wie viele Künstler, auch eine eigenartige Gewohnheit.

Um dichten zu können, benötigte er neben der Ruhe eine Tasse Kaffee, eine dicke schwarze Brasil-Zigarre — und einen tiefen Klubseffel... Täglich ging er in sein Stammkaffeehaus und suchte sich einen Seffel. Ein Freund begleitet ihn und wunderte sich, daß der Dichter so nah an die Tische heran geht, wo er doch sieht, daß alle Klubseffel besetzt sind: „Warum tust du das Mark?“

„Ich bin Wahrzager; ich schaue in den Kaffeetag der Tasse, ob der Gast bald gehen wird und ich zu einem bequemen Klubseffel komme...“

Der Freund lachte; aber Mark verbat sich das. „Erst sagte er zu ihm: „Ich brauche das für meine schöpferische Ruhe; dann kommt sie eher über mich!“

„Ach, du gehörst wohl auch zu den Literaten, die im Kaffeehaus auf ihre Inspiration warten!“

S. A. A.

Seit der Simmerlinger Gardel mit seiner Urself verheiratet ist sucht er oft und gern Trost beim Untertier. Sie ist eine gar reiche, die Urself, und wenn sie der Gardel heimlicher Weise eine Biagun nennt, so ist das freilich nicht schön von ihm, aber so ganz unrecht hat er nicht mit seiner Behauptung. Sie grohnt und keift den lieben langen Tag, bis ihr Ungutsein den Gardel aus dem Haus treibt. Der Urself paßt es gar nicht, daß es ihrem Mann im Wirtshaus besser paßt als bei ihr, aber weil sie ein rechthaberisches Weibers ist, fällt es ihr nicht ein, daß ihr zänkisches Wesen daran schuld sein könnte. Aber etwas anderes fällt ihr ein. Weil die harten Worte nichts bei ihm ausrichten, will sie ihn durch einen jähren Schrecken furieren. Wie der Gardel wieder einmal vom Untertier heimkommt, wo er sich seinen Trost geholt hat, da steht im stockfinstern Gausflur urplötzlich eine weiße Gestalt vor ihm und eine Stimme raunt ihm zu: „Wäh, wäh! Trau di und geh no a oanzigmal ins Wirtshaus!“ Im ersten Augenblick schnackelt dem Gardel schon ein bißel die Knie; dann aber ahnt er, wer da vor ihm steht und er flüstert zurück: „Dais! a guata Deist bist, na tuast ma nix und halst da Deist bist, na tuast am deinigen Verwandten erst recht nix, wo mei Alte do bei leibhaftige Schweser is!“

Wiseu-Martens

Die neuesten Adele-Sandroch-Anekdoten

Der Heiratsantrag

Adele Sandroch filmt in Hollywood; ein älterer, spleeniger Amerikaner kommt zu ihr: „Gnädiges Fräulein, Sie sind noch ledig. Sie imponieren mir. Wollen Sie nicht meine Frau werden?“ Adele hatte schon 60 Jahre hinter sich. Adele trompetete baritonale:

„Zum Heiraten bin ich noch zu rüstig!“

„Ich kann ja warten. Das Warten ist das Recht der Heiratskandidaten!“

In Europa fragt man sie, was aus ihrem Freier geworden sei:

„Mein Verehrer starb inwischen an Liebeskummer und Altersschwäche!“

Die Zigarre

Adele Sandroch bot einem jungen Manne eine ihrer dicken, schwarzen Brasil-Zigarren aus ihrer Gundersen-Kiste an und rauchte selbst eine. „Danke“, jüstelte der junge Mann, „ich rauche keine Zigarren.“ „Ein Mann, der keine Zigarre vertragen kann, ist kein Mann!“ entschied



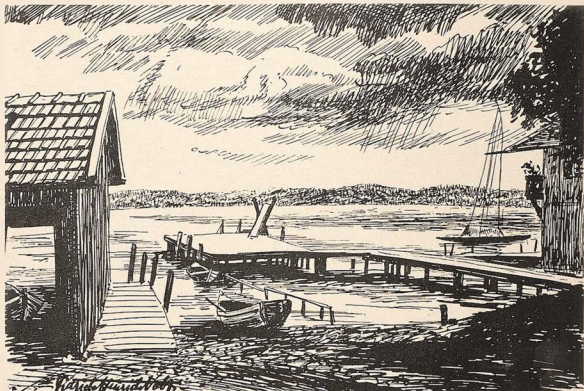
C. Kirschmann

sie im tiefsten Brustum der Überzeugung. „Schade!“ „Was? Schade... Nicht schade um Sie, junger Mann, sondern um Ihre künftige Frau...“

Die Wette

Drei Freunde sitzen in einer Hotelhalle Adele Sandroch gegenüber; sie unterhalten sich offenbar über sie, was sie sehr zu ärgern scheint. Schließlich geht einer zu ihr hin und verbeugt sich linksüßig zu ihr: „Entschuldigen Sie...“ — „Ich entschuldige gar nichts!“ bligte sie ihn ab. „Wenn Sie jetzt ein Interview von mir verlangen Mann geboren... wann geborben... dann gebe ich Ihnen hiermit ein Autogramm irgendwohin...“ Dabei erhob sie drohend ihren dicken Krückstock. Der junge Mann lachte: „Ich danke Ihnen; ich habe mit meinen Freunden eine Wette abgeschlossen: Sie würden mir eine Szene machen! Ich habe die Wette gewonnen!“ Jetzt lachte er wieder unbändig los; seine Freunde lachten mit. Dann sagte Adele zu ihm: „Lachen Sie ruhig, junger Mann; aber das eine sage ich Ihnen: Vor 60 Jahren hätten Sie bei mir nichts zu lachen gehabt.“

Ganns A. Nices



Tutzing am Starnberger See

Didrich Heinrich Volz

Gold im Berg

Von Rudolf Spitz

Scharf piffte der Wind vom Grat herüber und wälzte die schweren gelben Gewitterwolken gegen die zackigen Bergwände. Alles, was sonst Galden und Gänge bevölkerte, hatte sich schüchtern und bang zurückgezogen. Nur ein einsamer Mensch haletete talwärts, sprang den schmalen Pfad noch kürzend, über Stein und Kraut. Und über sein Gesicht ging ein Lachen, unheimlicher als das Wetter rings um ihn. Die Tropfen, wie sie ihn verlacht und verspottet hatten, ihn, Ziegler, den alten Paskwirt, als er ihnen damals sein Geheimnis verraten hatte. Als er, so schwer es ihm gefallen, ihnen mitteilte von seinem Glauben. Wohl hatten sie anfangs die Köpfe zusammengesteckt und verwundert aufgehört, die Großen im Dorf und alsbald ihren Rat einberufen, in dem die Galtgier das Wort führte. Dann war es denn endlich soweit, daß der eine oder andere Fühwerf stellte oder Aechte, nach den Schätzen zu graben, die zu heben wären. Als aber

Monde vergingen und vom Golddau nichts verlautete als die Klagen des Almherren über den zerwühlten Grund, da ward der alte Wirt zum Narren erklärt und zum Schwärmer. Und die tätige Hilfe versagte allmählich.

Doch der Narr ließ nicht locker. Bohete und wühlte weiter und als man ihm das wehete, kaufte er die Trift, in deren Grund das Gold stecken mußte. Mußt! War nicht der Ortsname Goldenberg ein Beweis dafür und warum wohl hieß das kurze Engtal „In der Goldbütte“? Und gab nicht das Museum in der Hauptstadt Kunde von der alten keltischen Kunst, die vor Zeiten das Gold in die wunderbarartigen Formen getrieben, in denselben Tälern und Galden, wo er, der Narr es noch heute suchte?

Gellauf Klang das grelle Lachen dem Heimwärtsseilenden, Windgebrüll und Donnerschlag übertönend, die Zwerge, die zweifelsüchtigen, ungläubigen, wie war-

den sie jetzt Augen machen, jetzt, wo das Gold gefunden war. Gold in seiner Hand gleißte, Gold vom Berg in der Hand des Narren. Reuend hielt er an, griff nach der Tasche und fuhr liebevoll über ein Schieferstück, durch das die helle gelbe Ader zog. Lächelte glücklich und sah starr und gebannt auf das glitzernde Metall. Sog seine Augen daran fest und hörte nicht das Krachen der Wetterbäume und das Stürzen des Wildwassers. Stand noch immer und starrte, als die Schutthalde, auf der er stand, von wühlendem Wasser bewegt in die Tiefe ging.

Als man den toten Wirt gefunden und aus der Steinlawine geborgen hatte, da hielt er die Hand zusammengekrampft, als wollten die Finger festhalten, was in ihnen gelegen war. „Als hielt er sein Gold in der Hand“, lispelte des Schloßers fürwitziger Sohn noch, als ihm ein Blick des Pfarrers Schweigen gebot.

Das Gold aber blieb im Berg.

Der g'scheite Simmerl

Von G. W. Bürtmayer

Der Simmerl ist der Erstknecht vom Berghof. Schön ist er gar denn, er hat ein Trumm von einer Nase und darauf eine mordgroße Warg'n. Stark ist der Simmerl wie ein Och's, aber trotzdem mag ihn kein Mädel, weil er eben gar so „schladi“ ist.

Liebe kann man manchmal durch viel Geld erzwingen, davon hat der Simmerl gehört und so geht sein ganzes Sinnen auf das Eine: wie werde ich reich? Das große Los, so sagt er sich, kann mir nur helfen.

Eines Tages klappt er herunter vom Berghof zum Wäldwies im Tal. Dort treibt sich immer so ein Losbändler herum. Wichtig, der Händler ist da und spricht den Simmerl auch gleich an: „Magst a Los? A jedes dritte g'winnt.“

„Gilt scho“, sagt der Simmerl, und nimmt eines aus dem Kasten. Steckt es aber gleich wieder zurück und nimmt ein zweites. Doch auch dies behagt ihm nicht, erst ein drittes behält er und zahlt die drei Mark dafür.

Der Losbändler hat sich sehr gewundert über die Sacherei vom Simmerl. Er fragt ihn auch: „Warum hast denn 'as erste net glei b'halt'n, damischer Teufel?“

„Du bist guat“, sagt da der Simmerl, „wenn a jeds dritte Los g'winnt, nimm i do net die erst'n zwoa!“

Die verwechselten Brüder

Nicht immer kommt von zwei Menschen demjenigen in den Augen der Öffentlichkeit die größere Berühmtheit zu, der auch wirklich die größeren Leistungen aufzuweisen hat. Im vorigen Jahrhundert gab

es zum Beispiel zwei Brüder, Jacobi mit Namen, von denen der eine ein genialer und schöpferischer Mathematiker, der andere hingegen der Erfinder der Galvano-plastik war. Naturgemäß lag dem Publikum die anschauliche Kunstfertigkeit des letzteren mehr als die trockene Wissenschaft des ersten, darum kam der „galvano-plastische“ Bruder zu größerem Ruf als der stille Gelehrte, der zweifelsohne die größeren Leistungen für die Wissenschaft aufzuweisen hatte. Der Mathematiker wurde dann auch häufig mit seinem Bruder verwechselt, und er pflegte dann, durch den Irrtum erheitert, zu sagen: „Verzeihung, ich bin nicht ich, sondern mein Bruder!“ Auf einem fest in Rom brachte jemand einen Trinkpruch auf ihn aus, in dem Glaube, er habe den Bruder vor sich. Ein anderes Mal fragte ihn eine Dame: „Ach, Sie sind der Bruder des berühmten Jacobi“, worauf der Gefragte schlagfertig und selbstbewusst antwortete: „Nein, gnädige Frau, er ist mein Bruder.“

X. W. W.

Das kindliche Gemüt

Donizet Gimsel hat sich sein kindliches Gemüt bis in das reife Mannesalter bewahrt. Neulich war er bei Schusterles zum Essen eingeladen und Gimsel bewunderte gebührend sowohl die Wohnung als auch die Einrichtung seiner Gastgeber. Auch für das Tischgedeck fand er freundliche Worte der Bewunderung und selbst das Besteck betrachtete er aufmerksamer, als es Frau Schusterle lieb war. Als er dessen Gravierung mit Hilfe seiner Brille entziffert hatte, wandte er sich an Schusterle, der nervös an seinem Schnurrbart zupfte, und sagte: „Aha, Ihre Gattin ist also eine geborene Mitropas!“

Wischeu-Martens

Brief einer Mutter an eine Lehrerin

„Liebes Fräulein! Sie dürfen unseren Peter nicht schlagen. Er ist ein so sattes Kind und nicht daran gewöhnt. Zu Hause schlagen wir ihn niemals, ausgenommen zur Selbstverteidigung.“

Aus Sachsen

„Wie nennt denn ihr euren Sohn?“
„Danke.“
„Das ist doch kein Name, das ist ein Verus aus der Autobranche!“

Der neue Wagen

Er: „Dieser Hebel hier ist für die Dreem. Er muß im Notfall sehr schnell angezogen werden.“

Sie: „Aha, also ähnlich wie ein Kimono.“



WENN

Photo — DANN Schaja

MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 32

VERLANGEN SIE ÜBERALL DIE „JUGEND“

Qualitätsdrucke

Graph. Kunststalt W. Schütz
München, Herrnst. 8-10 Telefon 20763

Lerne
Auto-Motorrad
fahren bei
Spreitzer
Tel. 13209

Kapellenstr. 1
Kreuzer Café Konditorei

Werbung
bringt
Arbeit!

Daumendecken
Kunstseide, Füllung
reine Daunen,
39,- RM. an.
W. KAISER,
Nürnberg, Feilitzstr. 35

**HEINLOTH & Co. KDT-
GES.**
MÜNCHEN 2 NW - ARNULFSTR. 26.

FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

1 erprobtes Rezept:

Bei verzett. Schwäche nur d. **Repursan** in 10-15 Tropfen.
bewährte Kräftigungsmittel: 100 Tbl. RM. 3,00
Dose 1.00 (4.00) - 1.00 (4.00) - 1.00 (4.00) - 1.00 (4.00)
Vertriebs-Absent. durch Friedr. Wilh. - Apothek. Berlin - Charl. 2. Block 100

Klischees
für Reklamaprospekte
Kunst-Druckerei
Klischee-Anstalt
Kanalstr. 3 Tel. 37667

In der Pappelallee

Von Fritz Ertler

Es ist nicht schön, eine lange gerade Straße zu wandern, besonders dann, wenn diese Straße hohe Pappeln säumen. Die starren Bäume gleichen Soldaten die auf den erlösenden Befehl des Kommandeurs: „Kühet Euch!“ warten.

So weit das Auge reicht, Felder und Wiesen, keine Abwechslung. Nicht einmal weiß leuchtende Wolfenfabnen beleben das reine Blau des Himmels. Die Ällee und die geraden gleichmäßigen Bäume scheinen beide endlos und sind beide gleich langweilig.

Die einzige Abwechslung in der einförmigen Landschaft bildet ein junges Ehepaar, das vor mir schreitet. Ihre Unterhaltung ist ziemlich erregt; ich sehe das an den Gesten der Hände, deren Eheringe im Licht der Sonne hell aufblitzen.

Plötzlich stockt der Schritt des Mannes und nun kann ich deutlich hören, wie er wütend faucht: „Weißt du was? Da geht eben du allein und ich auch; ich habe keine Lust, mich mit dir fortzuärgern.“

Die Frau wendet verächtlich den Kopf, zuckt mit den Achseln und marschiert rüstig weiter. Der Mann hinter ihr ist für sie Luft, sie sieht sich nicht nach ihm um.

Nun wandern wir in ganz beträchtlichen Abständen zu dreien im Gänsemarsch die endlose Ällee entlang. Als erste die hübsche, energische Frau; weit hinter ihr,



Welden

gar nicht mehr zu ihr gehörend, der wütende Gatte und ich als unfreiwilliger Abhluß und Zeuge des Dramas vor mir.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!“, so denkt anscheinend auch der flotte

junge Mann, der über einen Feldweg kommt und dicht hinter der jungen Frau in die Ällee einbiegt. Er sieht sich um und scheint vollkommen beruhigt; es ist unmöglich, daß der Mann da hinter ihm zu der hübschen Frau gehört.

Die Schritte des beleidigten Gatten vor mir werden plötzlich bedenklich lang. Dann, als er sieht, daß der fremde höflich den Zutritt vor der ängstlich zurückweichenden Frau zieht, beginnt er sogar zu laufen —!

Ob wohl Nurmis' Meisterschaft nicht sehr in Gefahr wäre, wenn er mit diesem Ehemann laufen müßte, der von seiner Frau nichts mehr wissen will?

Das Drama vor mir hat einen überraschend guten Abhluß gefunden. Ein friedliches Ehepaar feiert eng aneinander geschmiegt ein langeschntes Wiedersehen und über den nächsten Feldweg verschwindet ein geknickter junger Mann. Wahrscheinlich faßt er den guten Voratz, in einer langen Pappelallee nie wieder eine Dame anzusprechen, es müßte denn sein, daß außer ihm überhaupt kein männliches Wesen sichtbar wäre.



Welden

Julius Caesar in Hintermoching



„Mensch, dua dei Brilln runter, zu der Zeit hats ja no gor koane gebn!“